

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 342.

Mittwoch, 23. Dezember

1931.

Das Spiel mit dem Feuer.

Roman von HORST BODEMER.

(2. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Vom Schloß, einem altertümlichen, gut erhaltenen Raften mit großen Zimmern, bewohnte sie nur das Erdgeschloß und den ersten Stock. Die Dienerschaft war eingeschränkt worden. Zu Langeweile hatte sie keine Zeit. Die Bettern Merun hatte ihr geraten, die Landwirtschaft zu verpachten, es war ihr nicht eingefallen. Auf den Güterdirektor konnte sie sich verlassen, ob ein paar Tausender mehr oder weniger hinausgewirtschaftet wurden war ihr gleichgültig, unumschränkte Herrin wollte sie bleiben. Und das brachte mancherlei Arbeit mit sich. Sie ließ viel, musizierte, sah in Wald und Feld selbst mit nach dem Rechten, und faßte sie im Winter die Unruhe, dann verreise sie auf einige Wochen.

Ein Brief war in diesen Tagen gekommen von der Tante Paulin, der der Gräfin einiges Kopfzerbrechen verursachte.

„Eine riesengroße Bitte hab ich, liebe Kamilla! Meine Theres ist nun siebenundzwanzig und ein bißerl reichlich nervös. Der Arzt meint nir von Bedeutung, nur unbefriedigt! Weißt ja, wir beide sitzen herum, die Pension ist zum Leben zu wenig und zum Sterben zu viel. Einen Mann findet die Theres hier nicht. Die in Betracht kämen, haben auch nir, obgleich — ich glaub es, darüber spricht man nicht — sie ihre Ansprüche arg heruntergeschraubt hat. Lab sie zu dir ein, bitt' schön! Ihr in Deutschland kommt ja schneller wieder vorwärts wie wir hier herunter, apart sieht das Mädel immer noch aus, vielleicht macht sie bei euch ihr Glück, wie du es gemacht hast. Die Theres weiß nir von diesem Brief, sonst seht sie gleich den Dickkopf auf, gebraucht große Worte und bleibt daheim. Also sei so lieb und überrasch sie mit einer Einladung.“

Warum die Theres nicht einladen? Aber sie zur Brautjungfer stellen, dazu bot sich nicht die geringste Gelegenheit. Weder war sie willens, den abgebrochenen Verkehr wieder aufzunehmen, noch sich dem Gerede auszusetzen. Denn natürlich hätte man gleich die richtige Schlußfolgerung gezogen.

Drei Tage überlegte sich die Gräfin, was sie tun sollte, dann schrieb sie an die Theres:

„Es ist entsetzlich langweilig hier. Ich will's aber nicht anders haben. Wenn du mir ein paar Wochen die Einsamkeit vertreiben willst, wäre ich dir dankbar. Herzlichst bist du eingeladen. Das Reisegeld füg ich bei. . . .“

Postwendend kam ein überschwenglicher Brief.

„Bon Herzen dank ich dir! Mit tausend Freuden komm ich! Nicht bloß aus Neugier, deine neue Heimat kennen zu lernen! Ich pläze nämlich hier bald vor Langeweile. Und Mutter, die recht herunter ist, wird dadurch die Möglichkeit geboten, am Wörther See einen bescheidenen Sommeraufenthalt zu nehmen. Zwei Gut-taten sind dir also im Himmel gut geschrieben. . . .“

Und nun breute es die Gräfin Kamilla Merun doch, daß sie ihre Kusine eingeladen hatte. Es würde an allerlei Aufregungen nicht fehlen und die hatte sie sich doch so schön abgewöhnt!

Erster Pferdemarkttag in Frixlar, einem Kreisstädtchen von 3500 Einwohnern, 25 Kilometer südlich von Kassel. Frühmorgens. Auf der „Allee“, einer mehrere

hundert Meter langen, breiten, von Kastanien bestandenen Straße knallen die Peitschen. Traben Pferde an der Hand hin und her. Geschrei, Handeln, ausgestreckte Hände. Selten schlägt eine in die hingehaltene. Dann gilt der Kauf als abgeschlossen. Hunderte von Pferden stehen an dem Holzgeländer angebunden, das die Allee von dem mit Linden bestandenen Platz, der bis zur Stadtmauer reicht, trennt. Unter den Linden drehen sich Karussells, sind Bierzelte, Stände mit Land, Glucksbuden aufgeschlagen. Verkaufsstände von Wagen, landwirtschaftlichen Maschinen, und anderen Geräten schließen sich an. Am äußersten Ende befindet sich der „Ring“, dort werden die Pferde aus dem Landreise dem Sachverständigen vorgeführt, deren Besitzer sich um Geldprämien bewerben. Die Zucht ist auf der Höhe. Viel schwerer Schlag wird gezeigt; schnittiges, edles Warmblut findet sich nur vereinzelt. Bekannte stehen zusammen, mustern, kritisieren, wollen kaufen, verkaufen, tauschen.

Unten am Fluß, an der Edder, hat sich eine Wagenstadt aufgetan. Dort hausen die Zigeuner. Zu Hunderten sind sie da.

Die Männer haben ihre Pferde hinauf zur Stadt gebracht. Sie verstehen sich auf Aufmachung und Vorführung. Wie auf Glas traben die Tiere, ihr Fell glänzt, Zurufe, geschickte Haltung am kurzen Zügel zeigt schöne Wölbung des Halses. Schnippen mit der Peitsche, mahmende Worte lassen sie gehen und tänzeln, wie ihre Besitzer es wünschen.

Frauen und Kinder sind am Fluß zurückgeblieben, lachen, waschen im Fluß. Betteln jeden an, der sich in ihrer Nähe sehen läßt.

Luz Helmboldt hat die Nacht in Kassel verbracht und ist am frühen Morgen in seinem Kraftwagen nach Frixlar gefahren. Raumann hat den Wagen im Gasthof „Zur Kaiserpfalz“ untergestellt und sieht sich auch das Treiben an. Begegnet ein paar Mal seinem Herrn, der kaum einen Blick für die Pferde hat. Er schiebt sich durch die Menge, seine Augen suchen. Er findet nicht. Da bleibt er stehen, überlegt. Wo die Zigeuner sind, sind auch ihre Wagen. Also nach denen gefragt. Man gibt ihm Bescheid. Er geht durch das Städtchen, hinunter zum Fluß. Vom Bahnhofe wälzt sich eine Menschenmenge zur Allee hinauf. Gerade ist ein Zug eingelaufen. Da unten, an der Brücke stehen sechzig, achtzig oder mehr Zigeunerwagen. Sofort ist er von einer in Lumpen gehüllten, schwarzhaarigen Kinderschar umgeben. Sie betteln. Er schüttelt den Kopf, zeigt ihnen ein blankes Markstück.

„Eine ist hier, die heißt Malta oder so ähnlich! Zeigt mir sie, dann bekommt ihr Geld!“

O, Zigeuner sind mißtrauisch, aber das Geld lockt. Was will der feine Herr? Ist er einer vom Gericht? Eine piepfige Stimme schreit auf:

„Malta!“

Sofort wird der rufende Knirps mit Faustschlägen davongetrieben.

Luz Helmboldt läuft hinter ihm her, hält ihn fest. Schenkt ihm das Markstück. Nun weiß er wenigstens wieder den Namen. Sagt:

„Führt mich zu Malta! Ich tu euch nichts!“

Frauen sind herbeigerannt. Man mustert den Fremdling. Geschnatter. Man drängt sich an ihn. Man weiß nicht, was man von ihm halten soll. Mancher zweifelnde, viele feindselige Blicke sehen ihn an. Er versucht sich Gehör zu schaffen, hebt die Hand hoch.

„Ich möchte gern eine Frau sprechen mit Namen Makla! Sie hat mir neulich hier in der Nähe geweissagt, aber wir wurden unterbrochen. Ich zahle gut!“

Die Zigeunerinnen sehen sich an. Eh, wenn es so ist! Und wenn es einer von Gericht gewesen, der wäre nicht allein gekommen! Solch ein feiner Mann schickt einen Landjäger. Eine schmutzige Hand streckt sich ihm entgegen.

„Drei Mark und ich führ' Sie zu Makla!“

„Ich auch! . . . Ich auch!“

Ein Spektakel aus zwanzig Kehlen. Gesuchtel, ein Duzend Hände fahren ihm vors Gesicht. Den Rock knöpft er sich zu. Sonst ist auf einmal seine Brieftasche verschwunden. Er schüttelt den Kopf. Gibt der, die sich angeboten, ihn zu Makla zu führen, drei Mark, hält sie am Arme fest und drängt sich mit ihr durch die Menschenmauer.

Richtig, da sitzt Makla am Wagen, ein Kind an der Brust. Sie erkennt ihn gleich wieder, lacht. Legt den Säugling zur Seite, kreischt die Weiber und Kinder an. Zigeuner halten zusammen. . . . Man bleibt stehen, zögert. Geht dann langsam davon. Kinder, die sich nicht entfernen wollen, bekommen Kopfnüsse.

Unter einen Baum tritt Luz Helmboldt mit Makla. Er kommt erst gar nicht zum Reden.

„Habe ich gleich gesagt, kommt wieder der Herr! Ich bin die beste Weissagerin meines Volkes. Es ist gegeben vom Himmel! Herr, es hat gestimmt, was ich gesagt! O, weiß es noch! Enttäuschung wartet! Sie ist da, ich sehe es Ihnen an, brauch Hand nicht dazu. . . . So schlimme Enttäuschung, nicht wahr?“

„Stimmt nur ungenügend!“

„Dann kommt dieses Ende noch! . . . Was zahlen, wenn Makla weiter weissagt aus der Hand?“

„Fünf Mark!“

Verächtlich kräuselte die Zigeunerin die Lippen.

„Fünf Mark, kein Geld für Makla! Dann gehen der Herr zu einer anderen! Mein Kind schreit!“

Ein Feilschen setzt ein. Zwanzig Mark muß Luz Helmboldt opfern. Im Augenblick ist der Schein im Brusttag der Zigeunerin verschwunden, dann sagte sie nach seiner Hand. Sieht sie lange an, schüttelt den Kopf, läßt sich die andere reichen.

„Ah, hier steht es! Diese Hand kostet dreißig Mark!“

Solch eine Schröpferei! Er muß sie Makla noch geben.

„Soll ich alles sagen?“

„Selbstverständlich! Aber denken Sie ja nicht, daß Sie noch einen einzigen Pfennig bekommen!“

„O, Zigeuner haben Ehre im Leib! Geschäft ist abgeschlossen! . . . Herr, die Enttäuschung ist noch nicht zu Ende! Weinen werden Sie — weinen!“

„Das habe ich sehr lange nicht mehr getan!“

„Das Herz wird Krampf bekommen — Liebeskrampf. . . . Haben Sie noch Mutter? Ich glaube. Oder Lante oder sonst weibliches Wesen?“

„Meine Mutter lebt noch!“

„Also dann wahrscheinlich Mutter! Wird nichts wissen wollen von Liebel! O, wird die groß sein — und so voller Schmerzen! Mutter wird versuchen, Liebesglück kaputt zu schlagen!“

„Und wird es ihr gelingen?“

„Steht noch nicht in Hand! Kommen Sie wieder auf nächste Pferdemarkt hierher zu Makla! . . . Ich kann sagen weiter nichts!“

Alles Zureden, selbst ein neues Geldangebot, hilft nichts. Immer wieder beteuert die Zigeunerin, daß sie mehr nicht verraten könne im Augenblick. Dem Weissagen seien Grenzen gezogen. Sie wolle an ihn auch heute nicht Kräuter verkaufen, die man auf dem Herzen trage, damit es stark werde. Es sei noch zu früh.

Da geht er ärgerlich über den Gang hinauf zur Stadt.

Frau Helmboldt hatte in Kosten viel verloren. Seit der schweren Krankheit ihres Mannes war er ihr Berater gewesen. Nie hatte er sich aufgedrängt, wenn er aber gefragt worden war, verfocht er seinen Standpunkt mit Beharrlichkeit. Nachdem er die Fabrik mit gutem Erfolge durch die Inflationszeiten geführt, an schweren Nachenschlägen hatte es natürlich nicht gefehlt, war das Vertrauen von Frau Helmboldt zu ihrem ersten Profuturisten in allen Dingen unerschütterlich geworden. Der Sohn, das einzige Kind, bereitete ihr Sorge. Und Kosten machte sich Kopfzerbrechen über den Chef der Fabrik, der er seine Lebensarbeit gewidmet hatte. Luz hatte nie geahnt, wie aufmerksam ihn der väterliche Freund beobachtete. Wie er sich mühte, aus ihm klug zu werden. Aber restlos war das Kosten nie gelungen. Konnte nicht gelingen, weil der junge Mensch sich von Stimmungen treiben ließ. Aber immer nur einige Zeit. Dann wurde er müde, zuckte die Achseln, ließ wieder gelassen in der Fabrik und tat seine Pflicht. Beharrlich war er nur in seiner Jagdleidenschaft, in seiner Freude an der Natur. Deshalb hatte Kosten immer wieder geraten, ihn nie zu halten, wenn es ihn nach den Wäldern seines Jagdreviers zog. Stärkt seine Gesundheit, fördert die Willenskraft, und zu Seitensprüngen wird sich dort kaum Gelegenheit bieten, also bremsen Sie nie, hatte er dann zu Frau Helmboldt gesagt, wenn die einmal klagte, daß er doch häufiger davonfuhr, als es für die Fabrik zuträglich sei. Kosten hatte gelächelt. Er war noch da. Die letzte Entscheidung bei Geschäftsabschlüssen lag doch immer bei ihm, die machte ihm auch niemand streitig. Als umsichtiger Mann verlor er aber die Zukunft nicht aus dem Auge. Sein Lebensfaden lief bald ab. Luz war in das Alter gekommen, in dem sich der Mann nach Familienleben sehnt. Ihn vernünftig zu verheiraten, war nun das nächste. Darüber hatte er mit Frau Helmboldt manche Aussprache unter vier Augen in der letzten Zeit gehabt. Namen junger Mädchen aus dem Bekannten- und Geschäftskreis waren gefallen. Mitten aus diesen Erwägungen heraus war der gute, alte Kosten auf das Sterbebett geworfen worden. Nur mahnen hatte er Luz noch können. Die heimliche Angst war er nie losgeworden, dieser empfindsame Mensch machte eines Tages einen sehr unerfreulichen Strich durch seine Rechnung. Vergaßte sich in irgendein Gesicht, flaggte den Dickkopf und wollte eine junge Frau ins Haus führen, die ohne Interesse an der Fabrik war. Die sie womöglich nur als melkende Kuh betrachtete. Dafür wollte Kosten seine Lebensarbeit nicht geleistet haben. Ganz offen hatte er Frau Helmboldt seine Befürchtungen ausgesprochen, und nun war sie in begreiflicher Aufregung. Wollte eine schnelle Entscheidung herbeizwingen. Sagte sich aber auch wieder: Gerade, nachdem ihm Kosten diese letzte Mahnung gegeben, müsse sie sich noch mit einiger Geduld wappnen. Auch ein weicher Mann vertrug es nicht, wenn ihn die Mutter wie ein kleines Kind bei der Hand nahm und gut zusprach: So, da habe ich eine passende Frau für dich gefunden. Denk daran, was dir dein väterlicher Freund gesagt — und sei hübsch folgsam. . . . Im Winter sollte sich Luz binden. Vorarbeit leisten konnte sie schon jetzt. Die Ella Perkunius schien ihr eine sehr geeignete Frau für ihren Sohn zu sein. Der Vater war Hofrat im Reichsministerium des Äußeren. Hatte die einlaufenden Telegramme, die in Geheimschrift kamen, zu entziffern. Eine Vertrauensstellung war es, die sehr gut bezahlt wurde, die der Hofrat schon seit zwanzig Jahren inne hatte. Sie war mit dieser Familie durch den Vaterländischen Frauenverein ihres Bezirks bekanntgeworden. Ein loser Verkehr hatte sich angesponnen, den sich Frau Helmboldt gemüht in der letzten Zeit enger zu gestalten, und das war ihr gelungen. Ella und ihr Sohn hatten sich kennen gelernt, sie hatte befriedigt bemerkt, daß auf einem Fest Luz zweimal mit dem jungen Mädchen getanzt hatte. Jetzt waren Perkunius in Zimmowitz. Sie wollte auch noch, wenigstens auf kurze Zeit, zur Erholung verreisen, dann aber sollte das Eisen mit Geschick geschmiedet werden.

(Fortsetzung folgt.)

Christbaum.

Durch des Waldes winterliche Pracht
Schwebt ein Engel in der stillen Nacht —
Aus dem Rauschen seiner weißen Schwingen
Weihnachtsmelodien süß erklingen . . .
Rings die Tannen alle lauschend stehen,
Wer von ihnen nun ist ausersehen,
Glück zu bringen noch in diesem Jahr
Einer lieben, frohen Kinderschar. —
Und der Engel ziehet still dahin,
Pflückt von denen sich ein Zweiglein grün —
Die verlassen nun den Winterwald,
Um als „Christbaum“ zu erstahlen bald . . .
Mit den Tannenzweigen in der Hand,
Kehrt zurück er in sein himmlisch Land . . .

Hoch vom Himmel in der heiligen Nacht,
Schweben nieder Engelscharen sacht.
Tragen in den Händen — alle gleich —
Dann von jedem „Christbaum“ einen Zweig.
Aus dem Rauschen ihrer weißen Schwingen,
Weihnachtsmelodien süß erklingen . . .

Anna Holz.

Abeffinische Weihnacht.

Von Harald Spiger.

Vom Tanasee erhebt sich in leichter Steigung das Se-
miengebirge, dessen höchster Gipfel 4000 Meter erreicht. Auf
einem seiner Ausläufer, der nach Westen hin in jähem Steil-
abfall zum Hochtal des blauen Nil, auch Abbai genannt, ab-
bricht, liegt Debra Markos: die kleine, aber wichtigste Garni-
son der abessinischen Armee, die Residenz des Oberbefehls-
habers Ras (Fürst) Hailu Witsch. Freilich handelt es sich
hier nicht um eine Garnison in unserem Sinn: alle männ-
lichen Bewohner von Debra Markos nämlich sind Soldaten,
die neben diesem Dienst ihren sonstigen Beschäftigungen nach-
gehen und mit ihren Frauen und Kindern in eigenen Tokuls,
den abessinischen Hütten, leben.

Ras Hailu Witsch bewohnt seinen „Palast“, der auf
einem Hügel thront und von den Tokuls durch einen mäch-
tigen Palisadenzaun getrennt ist.

In nächster Nähe von diesem, an einem kleinen kristall-
klaren Bach, hatten wir unser Zelt aufgeschlagen, nachdem
wir am 23. Dezember gegen Abend vom blauen Nil herauf-
gekommen waren. Hier wollte ich die Christnacht ver-
bringen . . .

Die Sonne brannte infernalisch auf die schweigende Land-
schaft, in die nur das leise sumrende Gesumm der heißen
Luft etwas Leben brachte. Unsere müden Maultiere knab-
berten träge an den dürren Gräsern. Ephraim, mein lieber
schwarzer Diener, bemühte sich redlich, meinen arg vernitter-
ten und schmutzgemusterten Leinenanzug mittels Spude und
einer alten Kesselfürste in Gala zu verwandeln. Die Reit-
stiefel und der Tropenhelm waren bereits gewischt . . .

Unsere Mägen knurrten fast unerträglich, und wir er-
warteten die „Leibgarde“ des Ras, die er mir entgegen zu
senden versprochen hatte, mit unbändiger Gier. Ich hatte
Ephraim zum Fürsten geschickt; um anzufragen, ob ich ihm
meine Aufwartung machen dürfte. Daraufhin war ich zum
Essen eingeladen worden . . .

Endlich öffnete sich das Tor im Palisadenzaun, und sechs
schwarze Soldaten in hemdartiger weißer Uniform, mit Ge-
wehr und — barfuß, kamen heruntermarschiert. Durch Eph-
raim teilten sie mir mit, daß mich ihr Herrscher erwartete.
Nachdem die Maultiere angepölkelt waren, stiegen wir den
Hügel hinauf; drei Soldaten vor, drei hinter uns.

Der Palast des Ras: ein für unsere Begriffe gewöhn-
liches, zweistöckiges Steinhaus mit einem ganz herum-
führenden Holzgang. Ein mächtiger Würfel mit Holzdach
und Rauchfang. Zu dem riesenhaften, ziemlich hoch gelegenen
Haustor führten viele lange und ganz schmale Steinstufen.
Auf der obersten, knapp neben dem Eingang, waren zwei ur-
tomische Dinger zu beiden Seiten aufgestellt: schwarze Sol-
daten, mit Gewehr, in weißer Uniform, auch barfuß, den
Kopf nur mit ihrem Kraushaar bedeckt, und das Gesicht —
geschminkt; und zwar (mir zu Ehren vielleicht) europäisch:
faltweiß bis auf die Wangen, die vor Rot nur so knallten.
Die Augen funkelten wild — ängstlich. Die beiden Schwarzen
getrauten sich kaum zu atmen.

Ein Soldat des Empfangskomitees öffnete das Tor und
ich befand mich mit Ephraim im „Salon“: ein großes schwefel-

gelb ausgemaltes Zimmer, in dessen Mitte ein europäisches
Eisenbett, der „Thron“ des Ras stand. Vorläufig bemerke
ich aber von seiner Herrlichkeit nur die Beine, knieabwärts.
Seine Füße steckten in europäischen Lackhalbschuhen, auf
welche die Ziehharmonika des fürstlichen weißleidenden Wein-
kleides fiel. Die übrige Gegend war durch ein dichtes Mos-
kitonez, das zwei senkrechte Holzstangen zu beiden Seiten
des Bettes hoch in den Lüften hielten, verhüllt. Neben dem
Thron stand in einer Art grünleinenen Bademantel ein
Schwarzer, den ich zuerst für eine Frau hielt, der aber ein
Eunuch gewesen sein dürfte: der ewig verschminkt grinsende,
weichwangige und fischstimmige Haupt- und Lieblingsdiener
des Ras. Dieser war es auch, der den Schleier lüftete. „Der
Sohn des Löwen“ (so lautet der militärische Titel des
Fürsten) machte seinem Namen alle Ehre; ein Mann in den
besten Jahren, mit länglichem, etwas semitischem schönem Ge-
sicht. Seine braune Haut glänzte wie Bronze. Die pech-
schwarzen großen Augen leuchteten in unheimlichem Glanz,
ein prachtvoller seidener Kinnbart verband Grausamkeit mit
Adel; und seine sonore Stimme streichelte weich wie dunkler
Samt. Er trug dieselbe hemdartige Uniform wie seine Sol-
daten, nur war seine aus Seide.

Ich nahm auf einem Holztstuhl, den mir der Eunuch
brachte, dicht vor dem Thron Platz, und der Ras reichte mir,
freundlich lächelnd, seine goldbesetzte längliche Hand. Eph-
raim, mit dem ich mich auf italienisch tabellos verständigen
konnte, fungierte als Dolmetscher.

Obwohl fast alle Abeffinier der toptischen Religion, einer
im fünften Jahrhundert entstandenen christlichen Sekte ange-
hören, kennen sie das europäische Christentum kaum dem
Namen nach. Daher hatte Ras Hailu Witsch von unserm
Weihnachtsfest auch keine Ahnung. Auf meine Mitteilung,
daß heute der Tag dieses Festes sei, und ich die Absicht hätte,
es auf meinem Lagerplatz zu begehen, lächelte er interessiert
und bat mich, ihm Näheres darüber zu erzählen . . .

Am meisten entzückte ihn der Lichterbaum.
Dann erhob sich der Ras und führte mich ins Neben-
zimmer, den Speise- und Festsaal: die Trostlosigkeit dieses
Raumes — er war grau getüncht und seine ganze Einrichtung
bestand nur aus zwei großen niedrigen Holztischen und zwei
Ledersauteuils — wurde durch die üppige Mannigfaltigkeit
der dampfenden und herrlich duftenden Speisen verschleut.
Der eine Tisch, an dem der Ras und ich einander gegenüber
in den Sauteuils Platz nahmen, stand in der Mitte, der
andere, das Büffet, nahm eine ganze Wand ein.

Der Koch verstand sich ein wenig auf die europäische
Küche; es gab außer einer Anzahl von fürchterlich scharfen
Tunken, in denen alle möglichen Fleischarten schwammen,
auch Kalbsbraten mit gedünstetem Reis, Kirschtuchen und ein
tortenähnliches Gebilde. Statt Brot lagen Indischeras, säuer-
liche Mehlfladen, überall herum. Talla, ein hierartiges
starkes Getränk, schmeckte ausgezeichnet. Tischuch, Teller und
Gabeln fehlten. Dafür aber wimmelte es von hölzernen
Löffeln und riesigen Messern. Mehrere Diener in Soldaten-
uniform huschten unter der Leitung des Eunuchen geschäftig
hin und her, die Hälfte der Speisen verschüttend. Mein An-
blick schien sie außerordentlich aufzuregen. Auf diese Weise
verirrte sich auch einmal ein vollstättiger Hühnerschentel auf
meinem Kopf. Dafür erhielt der arme Diener von dem Eu-
nuchen einen Tritt, daß er nur so durch die Tür hinaus-
spirale . . . Ich warf dem fischstimmigen Tyrannen einen
verächtlichen Blick zu, der ihn „erröten“ machte.

Unser Tischgespräch drehte sich vorwiegend um die Frage,
welche Elefanten älter werden, die afrikanischen oder die
indischen. Der Ras gab der afrikanischen Rasse den Vorzug,
und ich stimmte ihm natürlich bei . . .

Dann hob der „Sohn des Löwen“ die Tafel auf, reichte
mir die Hand und bat mich, noch lange sein Gast zu bleiben.

Als ich aus der Haustür trat, standen die zwei geschmink-
ten Soldaten noch immer wie die Holzfiguren da. Einen
Augenblick lang verspürte ich das dringende Bedürfnis, sie
zu küssen, unterließ es aber und ging mit Ephraim zu unserem
Zelt hinunter. Wir waren sehr satt.

Unvermittelt war es dunkel und kalt geworden. Unser
Tedeßel hing über einem kleinen Feuer und surrte innig.
Ephraim sang leise ein afrikanisches Lied. Die Maultiere
schliefen in der Nähe.

Ich schmückte im Zelt unsern „Christbaum“, einen Kaktus,
den der brave Ephraim irgenwo ausgerissen hatte. Die
Kerzen und das Zunderwerk waren ein Geschenk der Frau des
österreichischen Konsuls in Adis Abeba.

Als Ephraim den angezündeten Baum sah, kratzte seine
sieben großen Negeraugen in kindhafter Seligkeit. Über seine
neuen Reitstiefel, seinen sehnlichsten Wunsch, geriet er in
einen wahren Tobsuchtsanfall von Dankbarkeit.

Später setzten wir uns zum Feuer und ich erzählte Eph-
raim etwas von Weihnachten.

Weit über uns glitzerte es in tiefblauer Ewigkeit.

Junggesellen am Weihnachts- abend.

Von Martha von Jobeltitz.

Was sollen Junggesellen am Heiligen Abend anfangen? Alle Freunde, mit denen man ansonsten das Lied des Frei-seins sang und feststellte, daß man zum Heiraten doch noch viel zu schade sei, sind bei Verwandten. Der an andern Abenden so behagliche Stammtisch steht verlassen, die gähnt das Lokal und der Kellner macht es ihm nach, indem er heimlich nach der Uhr schielt, ob es nicht auch für ihn Zeit sei zum Ausbruch, heim zu gehen. Und wenn gar der Wirt heranschläpft mit einer Portion Karpfen in Bier von seinem Privatstisch, weil „der Herr doch gar so allein sei“, dann schludert man mit verengter Kehle, zählt und geht.

Wohin? Kein Theater, kein Tingeltangel, man würde sogar in ein sonst nie besuchtes Konzert gehen — nichts. Daheim ist die Haushälterin zu ihrer Schwester gegangen und aus der Portierstube klingt das Grammophon laut: „Stille Nacht...“ Man knipst das Licht — alles Licht an, und macht sich einen steifen Grog, und aus dem Dampf steigt die Erinnerung an das Elternhaus, an die Braven, die tot, und die Frechen, die springelbendig sind, und über einem singen Kinder: „Du fröhliche...“ Es ist ekelhaft!

Also dann lieber noch Familie. Das ganze Jahr hat man sich freilich nicht um die gute Dade gekümmert und sogar den Geburtstag des Schwagers vergessen. Einerlei, vielleicht freuen sie sich doch. Besonders wenn man die Freude durch Geschenke belebt. Also Eintausen. Er und sie, und die Nichte und ein, zwei, drei Jungs und die Kleinsten. hm, hm, man ahnt garnicht, was sie brauchen können. Mal vorbeigehen und anfragen! Die Schwester freut sich aufrichtig, aber der Hausputz ist noch in vollem Betrieb und der Kuchenteig im Gehen und die Kinder basteln fieberhaft an nicht fertiggewordenen Überraschungen. Eilig trollt sich der Junggeselle, herzlich froh, daß er „nicht ist, wie jene“, sondern daß in seinem behaglichen kleinen Heim nichts weihnachtlich Kopf steht. Viel Mühe verwendet er nicht auf die Verwandtengeschenke.

„Fräulein, drei Spielzeuge, die keinen Radau machen und nicht stinken für Jungs von neun bis zwölf, zwanzig bis hundert.“ Wetter. „Fräulein, was zum Umbinden, für...“ „Fräulein, Parfüm und Seife, irgend 'ne bessere Marke, für...“ Fertig. Bloß für den Schwager riskiert er noch einen Extraweg in eine Feintosthandlung. Dort trifft er den alten Professor L., Junggeselle wie er, aber mit drei Hundebälgen als Familienerbe. Er hat schon für jeden eine Lieblingswurst gekauft. „Die nähe ich ihnen in 'nen alten Stoffball. Da sollten Sie mal sehen, wie die Kerle herumtoben, bis der Stoff nachgibt!“ Er schmunzelt. „Ach, Fräulein, bitte geben Sie mir doch noch die hohe Büchse links oben mit dem bunten Etikett!“ „Gerne, mein Herr, das ist...“ „Nicht, mein Kind, nichts verraten. Damit überrasche ich mich selbst!“ Unser Junggeselle ist stolz, daß er sich seine Überraschung nicht selbst zu taufen braucht und fügt dem gewählten Edelbranntwein noch eine Leberpastete und „irgendwas für drei Mark“ zu, bestellt einen Korb Maiglöckchen — und ist gerüstet.

Zur Bescherungsstunde ist er nicht der einzige Außenseiter. Ein zweiter Einzelgänger hat sich eingefunden, aber seine Geschenke sind anderer Art: Bücher, von denen mal im Familientreife gesprochen worden ist, eine doppelte Kreuzweiche zur Eisenbahn, von den Burschen stürmisch ersehnt, eine bescheidene kleine Bronze, die die Gnädigste kürzlich bewunderte, kurz alles hat eine persönliche Note. Ganz anders wirken solche Gaben. Unser Freund, der Junggeselle, entdeckt, daß sein Lieblingsgrundjahr größter Leistung bei mindester Mühewaltung keine Gefühlswerte schafft. Er entdeckt an diesem Abend noch mancherlei an überwundenen Sentimentalitäten, die aus dem etwas labbrigen Familienpunsch aufsteigen und mit seinem Duft verweht sein werden, wenn der Abend vorbei ist. Jedenfalls aber nimmt er sich vor, am nächsten Weihnachtsabend einen Junggesellenbaum für alle unbeweibten Freunde anzuzünden, und seinem Gedanken wird am kommenden Stammtischabend von dem betroffenen Kreise mit Begeisterung zugestimmt.

Wieder steht der Weihnachtsabend in Sicht. Diesesmal nehmen ihn die Vorbereitungen stärker in Anspruch als das vorige. Hauptsache: gutes Essen und ein beförmlicher Tropfen. Außerdem Allgeschenke. Bißchen verb. Da die Hausfee maulend auf ihrem ausbedungenen Ausgang besteht, liefert der Koch. In letzter Stunde fällt dem Gastgeber der unerlöschliche Baum ein. Er eilt auf die Straße, die sich schon zu leeren beginnt und an deren vor kurzem noch grünbestandenen Ecken nun Leere gähnt. Nur ein paar Baumkrüppel lehnen einander, und selbst zu denen hat der Händler

keine Fülle mehr. Endlich entdeckt er bei einem Gärtner ein mittleres Exemplar, bunt überladen, schon mit Kerzen versehen. Er schultert das Bäumchen, trägt es heim. Dabei fällt ihm der Baum bei seiner Schwester ein, und daß er seinen Konfettibehang innerlich scheußlich gefunden hat, und dennoch... Er scheucht die Erinnerung.

Nach dem üppigen Mahl sitzen die hieb- und stichfesten Ehepaare um den Baum, unter dem die Allgeschenke liegen, über die gebührend gelacht worden ist. Langsam sinkt das Gespräch, verebbt. Schweigend rauchen sie. Bis einer sagt: „... bei uns daheim...“ Und daran haben sie alle gedacht. Sie erzählen noch ein bißchen davon, ängstlich bedacht, nicht zuviel Gefühl zu verraten. Schleichen früh davon.

Draußen begegnen ihnen strahlende Kinder, dicht vermummt, mit Geschenken beladen. Stimmts? ...

Winterwaldzauber.

Mondsilber geistert flirrend in der Luft,
Und windverwehtes Glodenklingen ruft
Von irgendwo durch die Unendlichkeit. —
Kristall'nen Wundern gleich — demant bestreut
Die Äste — träumen Strauch und Baum
Ihr weißes Wintermärchen — atmen taum! —

Sternflimmernd wölbt des Himmels Kuppel sich,
Und urgewaltig packt ein Ahnen mich
Von einer Allmacht — ewig — grenzenlos
Und doch so erdhast nahe, in deren Schoß
Sich meine Sehnsucht schmiegt ganz still und sacht,
Im Wintertraum der weißen Sternennacht.

Ed. Naumeim.

Kreuzworträtsel.



Die Wörter bedeuten von links nach rechts: 1. Insekt. 5. Deutscher Kriegshafen. 7. Marokkanische Küstenlandschaft. 8. Kirchliches Gebäude. 10. Liebesgott. 11. Gefährt. 13. Windstoß. 14. Italienische Provinz und Stadt. 15. Himmelsrichtung. — Von oben nach unten: 1. Traghimmel. 2. Alte russische Agrarform. 3. Produkt des Seilers. 4. Kostbares Material für Kunstgegenstände. 6. Episches Werk. 9. Niederes Volk. 12. Eisenbahnwagen. 13. Reinigung des Körpers.

Auflösung des Kreuzworträtsels in Nr. 335: Waagerecht: 1. Feiertag. 7. Eis. 8. Efeu. 9. Abt. 10. Hut. 11. Opus. 14. Um. 16. Feiertage. — Senkrecht: 1. Fee. 2. Eisblume. 3. Na. 4. Ap. 5. Anbetung. 6. Gut. 10. Hof. 12. Pia. 13. See. 15. Et.